

Nr. 139. Bromberg, den 21. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von **Fritz Mauthner**.

(7. Fortsetzung.

Es war ein junger, unerfahrener Mensch; auch kümmerte er sich mehr um die politische Gesinnung seiner Mitbürger als um ihre Krankheiten. Dennoch wurde in Blatna die Parole ausgegeben, daß der Sohn des patriotischen Kaufmanns den Deutschen verdrängen müßte. Selbst zu kranken Kindern wagten besorgte Mütter nicht den alten Arzt zu rufen, zu dem sie doch allein Vertrauen hatten. Nur im Dunkel der Nacht zog wohl eine weinende Frau seine Klingel, erzählte von ihrem sterbenden Mädchen, zeigte die Rezepte des jungen Doktors und bat flehentlich um heimliche Hilfe.

Wie zu einer verfolgten Hexe, an deren Zaubermittel man glaubte, schlich man ungesehen zu ihm, aber bei Tage grüßte ihn niemand. Er hatte wohl noch seine Kranken in den deutschen Dörfern bis tief ins Gebirge hinein; aber für diese Tätigkeit war Blatna ungünstig gelegen, und er sprach schon davon, sich im Mittelpunkte dieser Bauernpraxis in Oberndorf niederzulassen.

„Es ist eine Lust zu leben!" rief er, als er nach des Lehrers Abgang mit Anton im Herrenstübchen saß, zum ersten Male unter vier Augen. „Es ist eine Wonne, ein Deutscher in Böhmen zu sein! Wir haben das Land zu etwas gemacht und dafür werden wir jetzt hinausgedrängt in die Wälder und Felsen, die sollen wir urbar machen, dafür sind die Herren Tschechen zu gut! Ein Stück Weltgeschichte! Wir werden hinausgetrieben aus dem schönen fruchtbaren Lande und aus den Städten, die wir gebaut haben. Aber an den Grenzen dürfen wir uns verkriechen, wo Steine wachsen, und wo die Füchse einander Gute Nacht sagen. Na, als Arzt hätte ich ja nicht zu klagen, denn die Gegenden, die man uns Deutschen noch überläßt, sind ja die ungesündesten."

Anton war noch wilder erbittert als der Arzt. Seine Freunde vertrieb man, ihn wollte man vernichten. Schon seit Jahren waren die Rübenbauern schwierig geworden, weil aufrührerische Reden gegen die deutschen Fabrikherren gehetzt hatten. In den Zuckerfabriken werde ein sündhaftes Geld verdient, der blutige Schweiß des tschechischen Ackermannes klebe an den Banknoten in den deutschen Kassen. Vereinigung der Kräfte sei die Losung der Zeit, und die Bauern könnten reiche Leute werden, wenn sie nationale Zuckerfabriken errichteten.

Bisher hatten diese Reden nicht verfangen, weil die Bauern mißtrauisch waren und auch kein bares Geld liegen hatten. Die neue Aera jedoch hatte auch nationale Banken über Nacht emporschießen lassen, und täglich sah man den Bezirkssekretär Zaboj Prokop mit Prager Patrioten verkehren, welche mit Geld und Plänen in der Tasche gekommen waren, um den Landesfeind Anton Gegenbauer zu stürzen. Auch diese Dinge entwickelten sich mit rätselhafter Schnelligkeit.

Heute wurden die ersten Verträge von Antons Rübenbauern gekündigt und morgen war schon das Land angekauft, auf welchem die neue Aktienzuckerfabrik stehen sollte. Gerade der alten Fabrik gegenüber, hinter der Kapelle wurde der Bauzaun geführt, und Anton sollte den Feind aus der Erde wachsen sehen.

Er wußte wohl, daß das Beginnen der Leute Wahnsinn war. Zur Zeit konnten kaum die sicheren, alten Unternehmungen aufrecht bleiben. Die neue Fabrik mußte unter solchen Umständen, bei den übermäßigen Verwaltungskosten und dem Mangel an barem Gelde bankerott sein, bevor der Betrieb recht eröffnet werden konnte. Aber er konnte sich auch nicht verhehlen, daß schon der Versuch einer solchen Gründung genügte, um ihn geschäftlich zu vernichten.

In trüben Gesprächen und noch trüberen Gedanken vergingen den beiden letzten Deutschen die Tage. Und Anton sah bald völlige Einsamkeit über sich hereinbrechen. Der Arzt dachte immer ernstlicher daran, den Schauplatz des Kampfes zu verlassen. Nur gar zu feige wollte er nicht sein. Er wollte ein ruhiges Bekenntnis ablegen und der Stadt erst den Rücken kehren, wenn er bei der neuen Abgeordnetenwahl seine Stimme gewissenhaft für den deutschen Mann abgegeben hatte.

Gleich nach dem Sturze der alten Regierung waren die Parlamente aufgelöst worden. Die Neuwahlen für den böhmischen Landtag waren ausgeschrieben und sollten wenige Tage vor Weihnachten stattfinden.

Im Bezirk Blatna war bisher immer ein deutscher Abgeordneter gewählt worden; die Bezirksstadt selbst hatte zwar von Jahr zu Jahr eine größere Anzahl von tschechischen Wählern an die Urne geschickt, aber das gleichfalls von Jahr zu Jahr anwachsende Stationsstädtchen Oberndorf wählte fast ohne Ausnahme deutsch. So erhielten zwar die Tschechen allmählich eine große Stimmenzahl, aber bisher war die deutsche Partei noch nie in der Gefahr gewesen, zu unterliegen.

In diesem Jahre, wo das Renegatentum frecher als sonst auftrat, schien dennoch ein Zusammenfassen aller Kräfte geboten. Keine Stimme durfte verloren gehen. Wenn der Arzt sich beeilte, schon jetzt nach Oberndorf zu übersiedeln, so ging seine Blatnaer Stimme verloren und dort war er am Entscheidungstage noch nicht wahlberechtigt. Er mußte ausharren; vielleicht hing von der einzigen Stimme der Ausfall ab.

Und es gelang. Auch diesmal noch unterlag der Tscheche.

Der deutsche Abgeordnete, einer der bekanntesten Reichsratsredner, wurde mit einer geringen Mehrheit gewählt, und der Arzt hatte die Genugtuung, daß seine Stimme zum schweren Siege beigetragen hatte.

Am Tage nach der Wahl kutschierte er auf seinem leichten Wägelchen wie alle Tage fort, als ob er nur einen Krankenbesuch auf dem Dorfe zu machen hätte. Aber schon 24 Stunden später war es im Städtchen bekannt, daß er nicht wiederkommen werde, daß er sich im nahen Gebirge eine Station hinter Oberndorf angesiedelt habe. Und wo auch Anton sich blicken ließ, da sah er höhnische Gesichter und hörte er höhnende Worte: „Ob der Herr Doktor auch für ihn Wohnung nehmen sollte?"

Anton ging den ganzen Tag trotzig einher und suchte des Abends zur gewohnten Stunde das Herrenstübchen auf. Es wird drinnen einsam sein, aber er wird sich nicht ergeben, er wird ausharren auf dem Posten, den das Schicksal ihm anvertraut hatte.

Als er durch die Wirtsstube ging und mit leichtem Gruße an den Honoratioren vorüberschreiten wollte, fiel ihm die Schweigsamkeit der Herren auf, besonders das dummpfiffige Gesicht Petrs. Er eilte ruhig weiter. Plötzlich stutzte er. An der Tür zum Herrenstübchen klebte ein großer Bogen Papier; der trug oben ein schwarzes Kreuz und darunter die Worte:

†
Hier ruht
der letzte Deutsche
von
Blatna.

Anton überschaute mit blitzenden Augen den ganzen Tisch. Man hörte keinen Laut. Dann riß er den Bogen mitten durch, betrat das Herrenstübchen und schloß mit zitternder Hand, aber mit scheinbarer Ruhe die Türe hinter sich zu.

Drinnen aber brach er auf einen Stuhl zusammen und Tränen standen ihm nah. Mit den Augen seines Vaters hatte er immer in seinen Volksgenossen, in den Deutschen, das Herrenvolk von Böhmen gesehen; es schien ihm unerträglich, die Niederlage erleben zu müssen. Lebendig begraben war er hier, lebendig begraben in diesem Stübchen, wie in der verdammten Stadt. Er konnte sich nicht frei bewegen, er konnte nicht frei atmen. Wie ein Sargdeckel drückte die Luft auf ihn nieder, er wollte sich befreien, aber die Kraft seiner Arme reichte nicht aus, um diesen Berg von Haß zu durchbrechen.

Die Ellenbogen aufgestemmt, das Gesicht in den Händen, brütete er vor sich hin. Dann schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch. Er lebte ja noch, er brauchte sich nicht fortschicken zu lassen, wie der Pfarrer und der Lehrer. Er wird seinen Posten nicht verlassen, wie der Arzt, in schimpflicher Flucht.

„Hier lebt der letzte Deutsche von Blatna. Aber er ruht nicht!“

Er lächelte bei dem Gedanken, daß man ihn hier wirklich lebendig begraben wolle und ihm nicht einmal sein Krüglein Bier hereinbrachte. Doch der Scherz dauerte ein wenig lange und wurde abgeschmackt. Anton war endlich zornig geworden über die kleinliche alberne Bosheit.

Da schlich der alte Stefan Silber herein, brachte Bier und eine gute Schüssel und schloß die Tür hinter sich.

„Haben ein wenig warten müssen, Herr Gegenbauer!“ sagte er, während er den Tisch ordnete. „Mein Sohn hat sich wollen erlauben, einen Witz zu machen. Ich hab's geduldet, solange das Bier nicht gut war. Es war bisher nur eine Neige, Herr Gegenbauer; ich habe meinem Peter gehorcht, bis frisch angesteckt war.“

Als Anton nichts erwiderte, rückte der Wirt noch einmal am Besteck und sprach leise:

„Sie werden sich auch ergeben müssen, Herr Gegenbauer; wir sind die Schwächeren. Ich habe mich gefügt, aber glauben Sie mir, ich möchte diese Tschechen vergiften alle miteinander, die Schufte!“

„Die Tschechen sind keine Schufte, sondern nur unsere Feinde,“ rief Anton mit bebender Stimme. „Ein Schuft aber ist jeder Deutsche, der sich ihnen verkauft oder aus Feigheit ergibt.“

Mit traurigem Kopfnicken zog sich der Wirt zurück. Anton nahm gedankenlos sein Abendbrot zu sich und starrte dabei die Wand an, wo seit gestern ein neues nationales Bild hing, eine Bohemia neben einem ungeheueren, gefräßigen zweischwänzigen Löwen.

Plötzlich trat der Wirtssohn herein. Er brachte zwei schäumende Krügel, setzte das eine vor den Gast nieder und nahm mit dem anderen neben ihm Platz. „Ich komme zu Ihnen als Freund,“ sagte er auf deutsch. Er hatte es nicht verlernt, er sprach es sogar in der unverfälschten mährischen Mundart. Unbekümmert um Antons Schweigsamkeit führte er ihm zu Gemüte, daß man in Böhmen Tscheche sein oder auswandern müsse.

Der Petr war gar nicht so dumm, wie er sich anstellte. Ganz geschickt wußte er die Vorteile aufzuzählen, welche der Deutsche durch seinen Übertritt ins tschechische Lager erwarb. Der deutsche Renegat hätte es besser als der Tscheche selbst. Und gar so ein angesehener Mann wie der Gegenbauer-Anton könnte seine Bedingungen stellen. Er konnte vielleicht jetzt noch das Aktienunternehmen, das für ihn so gefährlich war, am Entstehen verhindern, konnte das viele Geld seiner eigenen Fabrik zuleiten, wenn er nur in einem Punkte nachgab, wenn er bei der Nachwahl — der Gewählte werde die Wahl kaum annehmen — dem Tschechen seine Stimme gab.

Anton schwieg noch immer und Petr suchte nach neuen Überredungskünsten. Da trat Zaboj Prokop ein, setzte sich mit an das Tischchen und sagte zu Anton:

„Sie kennen dich schlecht. Sie haben dir einen goldbeladenen Esel geschickt, um dich zur Kapitulation zu zwingen.“

Petr rückte von seinem zukünftigen Schwager fort. Er sah dümmer aus als je, da er jetzt wieder das Wort nahm, und sagte:

„Verzeih', Zaboj, daß ich Deutsch spreche, trotzdem wir auf böhmischem Boden stehen, aber dieser Gegenbauer versteht ja seine eigene Muttersprache nicht. Herr,“ wandte er sich an diesen und schielte von Zeit zu Zeit ängstlich nach Zaboj, „Herr, als ein gebildeter Mensch sollten Sie eigentlich Gott danken, daß Sie als Böhme auf die Welt gekommen sind. Das ist die größte Ehre, denn die Böhmen sind das älteste Volk und zur Weltherrschaft berufen. Nicht wahr, Zaboj? Und alles Gute auf der Welt kommt von Böhmen. Sie haben die Buchdruckerkunst erfunden, haben Amerika entdeckt und Luther soll auch ein Böhme gewesen sein. Nicht wahr, Zaboj? Das heißt, vielleicht, man glaubt es. Wenn er auch kein Böhme war, so hat er's doch nur Huß nachgemacht. Und Goethe ist jedes Jahr nach Böhmen gekommen, um da dichten zu lernen, und hat unsere Volkslieder abgeschrieben. Nicht wahr, Zaboj? Und die lateinischen Bücher des Homer waren gar nicht lateinisch, sondern böhmisch geschrieben. Und Rom und Paris und London sind von Böhmen gegründet worden. Und Berlin und Wien sind heute noch slawische Städte. Nur daß man uns nicht aufkommen läßt. Nicht wahr?“

Zaboj gab dem Schwager einen kräftigen Stoß in die Seite.

„Mach, daß du fortkommst,“ sagte er, „du hast noch nicht gut genug gelernt.“

Als die beiden Jugendfreunde allein waren, streckte Zaboj die Hand über den Tisch hinüber. Anton aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein, dem Kerl, der eben hinausging, will ich meinetwegen die Hand reichen, denn er ist ein Narr und kann uns nicht schaden. Du aber bist unser schlimmster Feind, zwischen uns ist keine Versöhnung möglich.“

Zaboj hatte die Hand langsam zurückgezogen und drehte, um seine Verlegenheit zu verbergen, an seinem Schnauzbart. Nach langem Stillschweigen sagte er:

„Es wäre eine Beleidigung für dich, wenn wir dich durch Vorteile zu uns herüberziehen wollten. Denn du bist ein edler Deutscher. Und an einem solchen ist uns mehr gelegen als an tausend Lumpen oder Narren. Aber du bist klug und hast ein Herz; wer dich gewinnen will, muß zu deinem Verstand und zu deinem Herzen sprechen.“

Anton machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sprach:

„Gib dir keine unnütze Mühe, ich werde nie verstehen, was es auch nur heißen soll, sein Volk verleugnen; und schmeicheln mußt du mir schon gar nicht!“

Zaboj aber fuhr unbekümmert fort:

„Sein Volk verleugnen? Wer verlangt denn das von dir? Du siehst, wir reden in deiner Sprache mit dir, weil du die unsere nicht verstehst. Was wir von dir und euch Deutschen wollen, ist nichts als ein friedliches Nebeneinanderleben. Ihr sollt einsehen lernen, daß wir die Herren in unserem Lande sein müssen, aber wir lieben die Freiheit wie ihr. Pfaffen und Junker benutzen wir nur so lange, als wir sie bei Hofe brauchen. Haben wir erst unser Ziel erreicht, dann soll die goldene Freiheit mütterlich beide

Stämme umfassen und das freie böhmische Reich wird auch den Deutschen eine liebe Heimat sein."

Zaboj hatte sich erhoben und öffnete die Arme.

„Alter Freund, Bruder, vernichte nicht dein Leben in einem hoffnungslosen Kampfe! Was ist uns Politik, was ist uns Nationalität, wenn die gleiche Liebe zur Freiheit uns verbindet."

(Fortsetzung folgt.)

Im Schiff des Caligula.

Von **Dr. Gustav W. Eberlein**, Rom.

An Bord, Mitte Juni.

An Bord: man muß sich das ein paarmal vorsagen, um den vollen Geschmack zu haben. An Bord dieses Schiffes lehnen die Schatten von neunzehn Jahrhunderten. Über diesen Marmorboden schritt eine Frau, die sicher die schönste war in Rom, auf dieser Lärchenbank saß ein Sklave, der vielleicht aus meiner fernen nordischen Heimat stammte . . .

Acht oder neun Jahrhunderte alt ist das berühmteste Wikingerschiff, der Stolz Norwegens, und doch, als es furchtverbreitend die Nordsee durchschnitt, da schlummerte das Schiff des Caligula schon märchenzeitlange im Schlamm des Nemisees, tausend Sommer und tausend Winter.

Ich stehe an Bord des ältesten Schiffes der Welt, aber mir ist, als ob ich knie. Knie nicht vor jener versunkenen Welt, nicht vor einem Kaiser, der mir nicht deswegen ehrwürdig sein kann, weil er steinalt ist, ich knie auch nicht vor dem Wunder eines Holzes, das echter ist als so mancher Splitter aus dem Kreuze des Herrn. Die stumme Andacht gilt dem Unbegreiflichen, dem unbekannten Gotte. Erläutern läßt sich das nicht.

Es werden lärmende und kurbelnde Menschen kommen, das Schiff wird überlaufen werden wie ein Badedampfer, eine Schutzhalle ist darüber und am Eingang kann man Ansichtskarten in echtem Kupferdruck kaufen — aber dann ist der Gottesdienst vorüber. Dahin die Weihe der Stunde, da das Schiff aus den mulmigen Tiefen der Geschichte auftauchte, schlammgeboren in der ersten Sommersonne rauchte, sein Inneres aufriß wie ein Mensch, der nicht mehr aus und ein weiß vor dem ungeheueren Licht.

So wie heute. Ist es aber nicht unsäglich gleichgültig, ob das Schiff ein Gotteshaus oder ein schwimmender Orgienpalast war, ob man darin der Diana, der unversehrten und unvermählten, oder der Aphrodite huldigte? Schrecklich der Gedanke, daß sich nun die Gelehrten über die Zweckbestimmung in die Haare kommen und, schlimmer, dicke Bücher darüber schreiben werden. Ich will Zeit meines Lebens froh sein, daß ich es in seiner Unberührtheit sehen konnte, in seinem jungfräulichen Erschauern, als die Helle eines ungeahnten Zweitausendtages über seine Flanken kam.

Es ist alles so ganz anders als im Tal der Könige, wo sie jahraus, jahrein nach Pharaonen buddeln, wie in Südafrika nach Diamanten, wo das Geschäft davon abhängt, ob die Grabkammer unversehrt oder erbrochen ist. Im besten Falle räubern sie dann das Grab aus, und die langweilige Luft der Museen ist um eine Katalognummer reicher. Hier aber —

Da ragt ein Vulkan, der fünfhundert oder siebenhundert Jahre vor Caligula noch seine Lava zum Meere schickte, wie jetzt die Wasser des Nemisees, der sich in dem Krater angesammelt hat. Vielleicht werden wir in siebenhundert Jahren auch im Krater des Vesuv kahnfahren. Der Krater ist wundersam grün, ein eigenartiger Rahmen um den Spiegel der Diana. Die Alten hatten eine steile Straße vom Kraterrand aus hinunter zu den heiligen Wassern gebaut und diese Straße haben wir wieder aufgedeckt. Der moderne Ballonreifen gleitet über das antike Peperinpflaster. (Achtung: zweiten Gang beim Herunterfahren einschalten!) In der Tiefe, verborgen zwischen Ulmen und Weiden, Schilf und Wein, liegt ein rosa Häuschen, die Casa dei pescatori, das Fischerhäuschen. Von den Fischern ging die Sage von dem versunkenen Schiffe aus, einem unvorstellbar reichen Schatz, blieben doch ihre Netze nur zu gerne an dieser Stelle am Grunde hängen, zerrissen oder brachten Bruchstücke, Marmor, Holz, Kupfernägel mit herauf.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die feinen gepuderten Herren Tabaksdosen gebrauchten, die aus dem Holz des versunkenen Kaiserschiffes geschnitzt waren. Keine andere war so schick, die Herzensdame hauchte zuerst einen Kuß darauf. Es hat auch eine Zeit gegeben, da gab es noch kein Fundgesetz in Italien. Wer konnte, durfte ausgraben und einstecken. Das war die Zeit, in der wir in die Schule gingen und in der Geschichte lernen mußten, Nero habe aus reiner Lust an einem schönen Feuerchen Rom in Brand gesteckt. Da versuchte man sich natürlich auch im Nemisee. Wie oft ging man dem Schiffe zu Leibe! Tief eingesunken mit seiner gebäudehaften Wucht in den Urschlamm, zerbrach es natürlich eher, als daß es sich rührte. Die genialsten Hebemittel der erfindungssüchtigen Renaissance schlugen ebenso fehl, wie die Taucherglocke, die ein Wilhelm von Lothringen seinem Freunde konstruierte. Als man erkannte, daß der Palast nicht zu bergen war, begnügte man sich damit, ihn nach Möglichkeit auszuräubern, und die Taucher schlugen auf Bronzen und Gebälk los wie rohe Fuhrknechte auf einen wehrlosen Esel.

Einige Stücke kamen so in das nationale Thermenmuseum in Rom. Darunter ein mächtiger Wolfskopf, der ein Balkenende zierte.

Sein Bruder ist das erste, was ich heute neben dem Fischerhäuschen sehe. Man hat ihn zu Ehren der Gäste, der Vertreter der Weltpresse, des Kultusministers, der Archäologen, auf ein Holzgerüst gesetzt, und wenn ich nicht selber einen Hund hätte, so würde ich behaupten, daß noch niemals ein Tier so viel gestreichelt worden ist, wie dieser Hund aus Bronze. Hund, ja, ich glaube nicht, daß es ein Wolf sein soll.

Daneben steht ein metergroßes Kupferblech, so dick wie ein Taler, mit drei Wellen darin. Das ist einer der „Ziegel", die von dem Dach des Schiffstempels heruntergefallen sind.

Und nun gehe ich also über eine zeitgenössische Fichtenplanke hinüber an Bord. Das Schiff ist noch randvoll befrachtet mit Schlamm, zähem schwarzem Kraterschlamm. Getrocknet, zerfällt er zu grauweißem Staub. Immerhin hat man ein Teil des Hecks gesäubert und das sieht in seiner technischen Struktur nicht anders aus als eine Konstruktion aus dem Jahre 1929. Mächtige Rippen, noch gewaltigere Seitenplanken. Die Außenhaut besteht aus dicken Bleiplatten, statt der Schrauben kann man Kupfernägel von der Länge eines Unterarms bewundern. Die Wandung: kolossale Balken aus einem einzigen Baumstamm, mindestens dreißig Meter lag. Dreißig Meter lang, liegt das Schiff nämlich auf dem Trockenen, die andere Hälfte gehört noch den Fischen.

Noch immer steckt die Trikolore in dem obersten Endbalken, der als schwarzer moderiger Baumstrunk zuerst aus den Fluten auftauchte. Aber inzwischen hat ihn die Sonne schon unter ihr Feuer genommen, das Holz bleicht wie Knochen und zerfällt leider auch an der trockenen Luft. Arbeiter gehen zwar mit Teerspritzen herum, aber man wird nicht um eine Halle herumkommen.

Unter dem antiken Gerümpel, das ans Licht kommt, fallen die Tonröhren auf, die um kein Haar anders als die für die Heizung der Thermen in Rom oder Leptis magna oder bei unseren heutigen Kanalisationsanlagen gebrauchten aussehen. Auf einem Bleirohr, wie sie gleichfalls heutigentags in Rom noch gang und gäbe sind, fand man den Namen Caligulas eingegraben; das aufgefundene Geld stammt aber von Trajan, ein Beweis, daß das Schiff noch lange nach seinem Besitzer im Hafen gelegen haben muß. Merkwürdig ist es dem Marmor gegangen: der weiße von Carrara zersetzte sich, der rote hielt sich. Im allgemeinen kann man sagen, daß uns das Schiff unversehrt in die Hände gefallen wäre, wenn sich nicht die Menschen damit befaßt hätten. In dieser Feststellung liegt aber auch unsere Hoffnung für die andere, tiefer liegende Hälfte und das zweite, so weit unter dem Meeresspiegel ruhende Schiff, daß es niemals von Plünderern erreicht wurde.

Fassen wir uns also, herrlicher Erwartungen voll, in Geduld.

Soldaten rudern uns auf Pontons zu den Pumpenanlagen. Das Wasser, sieht man bei dieser Gelegenheit, ist rings um das Schiff bereits sehr seicht, aber leider nicht

von der Klarheit der Alpenseen. Sonst wäre es ein beglückendes Vinetaschauen. Die erhabene Landschaft ringsum entschädigt, man glaubt auf einem tief liegenden Stausee zu treiben.

Über den mächtigen Saugrohren, die sich unerbittlich vorschieben, ein Sicherheits- und Filterbecken. Dann verschwindet das Wasser im Berg. Man kann in den Bauch der Erde mittels eines Seitenstollens eindringen und steht nach der Wanderung mit eingezogenem Nacken staunend vor dem zweimal tausendjährigen Abzugsstollen, der sich durch den ganzen Vulkan hindurchwindet bis ins Tal von Ariccia, wo das abgesaugte Wasser in die Campagna hinunter- und dem Meere zufließt. Wie es so vorbeizieht, schnell und lautlos, geheimnisträchtig, sieht es aus wie die abziehende Zeit. Der technikstolze Mensch des 20. Jahrhunderts schrumpft etwas ein, haben doch die Alten den Nemisee, wie auch den benachbarten Albanosee auf ganz moderne Weise als Stausee benutzt, um im Sommer ihre Felder zu wässern — während sie heute zu Zunder verbrennen.

Nur der Wein im Krater grünt und blüht noch. Vier Meter noch — im September werden wir sein Blut trinken in der Kajüte des Caligula.

Am Waldfriedhof.

Bildnis eines Kindes von **Carl Kahle.**

Es war im Sommer des vorletzten Kriegsjahres, als uns das Schicksal einmal vom Westen löste und wir im prächtigsten Sonnenschein sechs Tage lang durch Deutschlands unberührte Gefilde gen Osten fuhren. War schon die Fahrt in den ersten Maientagen ein einziger Lerchensang, waren die Eisenbahnwagen mit frischem Birkengrün geschmückt, so empfing uns die ganze Frühlingspracht in dem neuen Aufenthaltsraum, der uns zur Vorbereitung auf einen großen Schlag zugewiesen war.

Doch nicht vom Krieg will ich in diesen wenigen Zeilen plaudern, darum verbinde ich auch den ernsten Waldfriedhof abgeschlossener mit dem freudigen Kindergemüt werdender, noch ungeahnter Hoffnungen.

Wir lagen also wohlgemut im Umkreise von Mitau, als Norddeutsche stark erinnert an unsere Heideheimat, denn hier wie dort: Birken und kleine Siedlungen, weit voneinander entfernt, Ziehbrunnen und Storchnester, Waldbestände wechselnd mit übersichtlichem Flachgebiet. Und mit dieser Ruhe der Landschaft verband sich das wohlige Gefühl des zeitweiligen Geborgenseins, des vom Feinde Unbelästigtseins. Denn wir wurden gepflegt für das große Ereignis.

So lebten wir sehr lange Zeit manövermäßig, waren lustig und guter Dinge, sangen und feierten im Juni Sommersonnenwende mit einem wohlgelungenen Sportfest, wobei auch um den Holzstoß getanzt und durch das Feuer gesprungen wurde.

In der dienstfreien Zeit wanderten wir durch die Umgegend, lernten Mitau kennen und sahen die stolze Ruine der Burg zu Bauske, die einst die rigaischen „Schwertbrüder", später vereint mit den „Deutschrittern", zum Trutz gegen Slawenangriffe errichtet hatten. Oft aber auch wanderten wir nur durch die nächste Umgebung unserer Ortsunterkunft, um Sonne zu trinken und Waldesluft zu atmen.

So ging ich auch einst gegen Abend, zwischen Sonnenuntergang und Dämmerung, mit einem Kameraden einem Waldstücke zu, das ein knappes halbes Stündchen von unserm Quartier entfernt lag. Wir sprachen nicht viel, denn es senkte sich das Schweigen herab auf die Natur. Ein bestimmtes Ziel hatten wir nicht, aber es lockte uns unwillkürlich nach jenem Waldstück, in dem ein kleiner Friedhof lag, die Ruhestätte von etwa sechzig deutschen Soldaten. Schlicht und gleich wie fast immer im Felde waren auch die Hügel gehäuft, die Kreuze gerichtet. Einsam und von der großen Welt vergessen ruhten hier die Getreuen, die sich selbstbewußt oder unbewußt — einem größeren Gedanken geopfert hatten. Wir hatten schon öfters an der Stätte geweilt, zog es doch den Krieger immer dahin, wo er — vielleicht auch einmal ein Plätzchen fand.

Als wir näher kamen, sah ich plötzlich im werdenden Dämmerlicht einen Schatten zwischen den Gräbern, eine Gestalt, bald über die Gräber hervor ragend, bald geduckt fast hinter ihnen verschwindend. Ich stutzte und wußte nicht recht, ob mich eine jener Phantasien einfangen wollte, denen wir Menschen in außergewöhnlichen Zeiten manchmal erliegen. Da aber mein Kamerad den huschenden Schatten ebenfalls erspäht hatte, gingen wir schleichend der Stätte näher, um eines der lieblichsten Bilder zu schauen, wie sie einem Feldgrauen zu Gesicht kommen konnten:

Zwischen den Gräbern wandelte ein fünf- bis sechsjähriges Lettenmägdlein, andächtigen Gesichts, mit hochgeraffter Schürze — und in dieser lagen viele, viele Blümlein. Keine im Treibhaus künstlich gezüchteten Rosen und Chrysanthemen, keine Nelken oder Primeln — einfache Wiesenblümlein, wie das Kind sie auf der nahen Weide zwischen den Grashalmen gerupft hatte. Eine ganze Schürze voll. — Und von Grabhügel zu Grabhügel ging das Kind, und vor jedem Kreuze legte es ein paar der schlichten Blumen nieder.

Wir sind stumm stehen geblieben. Wir haben das Kind nicht gestört, bis es das letzte Grab geschmückt hatte, obgleich wir es im Gedenken an unsere Kleinen daheim so gern geherzt hätten. Wir durften es nicht stören und sahen aus unserem Versteck nur noch, wie es nach Entleerung der Schürze mit zufriedenem Gesichtchen heimwärts trollte.

Gottesfrieden lag über dem Walde, über der Ruhestätte der Kameraden, Gottesfrieden lag auf den Zügen des Kindes und wird ihm friedlichen Schlummer bereitet haben.

Abendstimmung.

Der Tag verblaßt, die Dämmrung steigt hernieder,
Und aus dem Walde tritt das Wild hervor,
Die Vögel singen ihre Schlummerlieder,
Im Weiher musiziert der Frösche Chor.

Ein sanfter Wind streicht durch der Bäume Wipfel,
Wo schrill des Eichelhäschers Ruf ertönt,
Ein Purpurstreifen säumt den Bergesgipfel,
Des Tages Abschied ist vom Glanz verschönt.

Und rings umher herrscht wundervolle Stille,
Ein Bussard fliegt dem Neste lautlos zu,
Ein Stern erglüht, im Busch geigt eine Grille,
Nun liegt die Welt in heilger Abendruh.

Otto Köppe.



Bunte Chronik



* **Der letzte Wunsch des zum Tode Verurteilten.** Mörder, die unmittelbar vor ihrer Hinrichtung stehen, die wissen, daß sie nur noch 24 Stunden zu leben haben, dürfen einen letzten Wunsch äußern. Der Direktor des amerikanischen Zuchthauses Sing-Sing, der 300 zum Tode Verurteilte auf dem elektrischen Stuhl sitzen sah, berichtet nun, mit welchen Nichtigkeiten sich viele dieser Todgeweihten in den letzten 24 Stunden ihres Lebens befassen. Das Interessanteste ist dabei, daß gerade diejenigen Mörder, die mit scheinbar größter Ruhe und Gelassenheit ihren letzten Weg antreten, die unsinnigsten Wünsche äußern. Der letzte Wunsch Karl Looses, der wegen Ermordung seiner Tochter zum Tode verurteilt worden war, war, eine schwarzrandige moderne Brille an seinem letzten Tage tragen zu dürfen, da ihm der Kneifer nicht gut stehe. Der Massenmörder Hermann Louis, der nur Frauen ermordete, wollte in seiner Zelle einen Strauß weißer Lilien haben. Martha Place, die ihren Sohn vergiftet hatte, wünschte am letzten Tage eine Schneiderin, die ihr schwarzes Kleid richten sollte, damit sie nach der letzten Mode gekleidet ihren letzten Weg antreten könne. Mc. Guire las am letzten Tage einen spannenden Detektivroman. Als seine letzten Minuten geschlagen und er abgeführt werden sollte, war er ganz unglücklich. Nicht etwa darum, weil er sterben müsse, sondern weil er den Roman nicht zu Ende lesen konnte. Selbst als man ihn auf den elektrischen Stuhl schnallte, bat er, man möchte ihm wenigstens in einigen kurzen Worten den Schluß des Romans erzählen. Der japanische Mörder Jugira hatte in seiner letzten Nacht lauter Witzblätter gelesen, denn, erklärte er, er wünsche in guter Laune auf den Richtplatz geführt zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.